

Glück bei Nietzsche.

Die philosophische Freude am X, voller Tränen und voll Lachens

Eine Philosophie des Glücks ist nach Nietzsche das Persönlichste eines Philosophen. Sie verrät ihn. Nietzsche hat keine Philosophie des Glücks als besondere Disziplin entwickelt. Doch seine Philosophie im ganzen ist auch eine Philosophie des Glücks, die Philosophie eines neuen Glücks. Er hatte schon als 13jähriger in einem langen Gedicht die Frage gestellt, „was glücklich heißt“ (KGW I,1, 175-180, 185-187, hier 175): ein Ritter Alfonso zieht aus, um eine Antwort auf die Frage zu finden, vereinsamt darüber, kommt in ein Kloster, wo er einen Pater, dann ans Meer, wo er Schiffer vom Glück sprechen hört, schließlich zu einem Einsiedler im wilden Gebirge, der ihm aber auch nur die Worte des griechischen Weisen wiederholt, niemand könne vor seinem Tod glücklich gepriesen werden. Glück, stand für den erwachsenen Nietzsche bald fest, kann Gegenstand weder des Handelns noch des Erkennens sein; man kann es weder gezielt erwerben noch allgemein bestimmen. Es stellt sich von Fall zu Fall ein und jedes Mal anders. Man kann den Bedingungen nachgehen, unter denen es sich einstellt, darf sie sich aber nicht vorab durch eine Theorie oder ein System verstellen. Nietzsche überließ es auch in seinem Werk glücklichen Gelegenheiten, um die Bedingungen des Glücks zu erkunden und auf sie aufmerksam zu machen. Glück brauchte für ihn Glück, um sichtbar zu werden. Folgt man den Spuren des Glücks in seinem Werk, ergibt sich dennoch ein erstaunlich stimmiges und geschlossenes Bild — vom individuellen Glück.

Wenn, so Nietzsche in *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben* (HL), „ein Haschen nach neuem Glück in irgend einem Sinne das ist, was den Lebenden im Leben festhält und zum Leben fortdrängt,“ dann gehört zu ihm vor allem die Kraft zu vergessen, nicht an vergangenes und künftiges Leid zu denken (HL 1, KSA 1.249). Auf diese Weise stellen sich nach *Menschliches, Allzumenschliches* (MA) „auch dem bedrängtesten Menschenleben“ jeden Tag „Momente des Behagens“ ein (MA I 49, 2.70), einfach weil es sie nötig hat. Lebendiges schafft sich auch in den widrigsten Umständen so viel Glück, wie es braucht, um sich am Leben zu erhalten: „Dicht neben dem Wehe der Welt, und oft auf seinem vulcanischen Boden, hat der Mensch seine kleinen Gärten des Glückes angelegt; ob man das Leben mit dem Blicke Dessen betrachtet, der vom Dasein Erkenntniss allein will, oder Dessen, der sich ergiebt und resignirt, oder Dessen, der an der überwundenen Schwierigkeit sich freut, — überall wird er etwas Glück neben dem Unheil aufgesprosst finden — und zwar um so mehr Glück, je vulcanischer der Boden war“ (MA I 591, 2.339). Als die Philosophie darum „die Frage stellte: welches ist diejenige Erkenntniss der Welt und des Lebens, bei welcher der Mensch am glücklichsten lebt?“, wurde sie zum „*Störenfried in der Wissenschaft*“: um das Leben der Menschen auf ein Ziel auszurichten, lenkte sie von dessen individuellen Umständen ab, „unterband [...] die Blutadern der wissenschaftlichen Forschung — und thut es heute noch.“ (MA I 7, 2.28). Jenes Ziel sollte für Sokrates und die sokratischen Schulen die Tugend und die

Tugend die Quelle des Glücks sein. Glück aber kann gerade in der zeitweiligen Befreiung von Zielen, Zwecken und Zwängen, beim "Umwerfen der Erfahrung in's Gegentheil, des Zweckmässigen in's Zwecklose, des Nothwendigen in's Beliebige," ja in der "Freude am Unsinn" aufkommen, solange dabei kein Schaden entsteht (MA I 213, 2.174). Und solche umwerfenden Erfahrungen können dann, zumal für Künstler, selbst zum Bedürfnis werden, zum Verlangen "nach einer seligen, ruhigen Bewegtheit" (MA I 611, 2.346). Nietzsche setzt damit ganz auf den *kairós*, den glücklichen Augenblick, in dem unvermutet alles sich zum Guten fügt. Solche Augenblicke aber haben wiederum ihre guten und schlechten Zeiten. Nietzsche unterscheidet Tageszeiten des Glücks, die Morgenröte, den Vormittag, den Mittag, den Nachmittag, die Dämmerung und die Mitternacht. Zunächst entdeckt er das Glück des Wanderers, der ohne Ziel die Augen dafür offen hat, "was Alles in der Welt eigentlich vorgeht", am Vormittag, wenn ihm nach bösen Nächten aus "Wipfeln [der Bäume] und Laubverstecken heraus lauter gute und helle Dinge zugeworfen werden" und der Tag ein "reines, durchleuchtetes, verklärteiteres Gesicht" bekommt: erfährt er es so, wird sich ihm eine "*Philosophie des Vormittages*" abzeichnen (MA I 638, 2.363). Als Philosoph wird er aber auch in solchen Stunden noch gegen "die goldene Wolke der Schmerzlosigkeit" misstrauisch bleiben; sie könnten ihm nur die Müdigkeit seines Willens widerspiegeln (MA II, VM 349, 2.520). Mit seinem nach *Menschliches, Allzumenschliches* zweiten Aphorismen-Buch, das er *Morgenröthe* (M) überschreibt, kündigt Nietzsche *seine* Philosophie des Vormittags an. Nun formuliert er "Thesen" zum Glück, um den Thesen der Moralphilosophen zu entgegnen. Moral ist danach nicht auf Glück ausgerichtet und fördert es auch nicht: "Dem Individuum," so die Leitthese, "sofern es sein Glück will, soll man keine Vorschriften über den Weg zum Glück geben: denn das individuelle Glück quillt aus eigenen, Jedermann unbekanntem Gesetzen, es kann mit Vorschriften von Aussen her nur verhindert, gehemmt werden" (M 108, 3.95). Glück ist kontingent, individuell und situativ, es gibt, "welches es auch sei, [...] Luft, Licht und freie Bewegung", Spiel- und Lebensräume gerade gegenüber drückenden Moralien (M 136, 3.129). Doch auch die Moral lässt durchaus Glück zu. Im Blick auf die "mächtige Schönheit und Feinheit der Kirchenfürsten" unterscheidet Nietzsche (beiläufig) "zwei Arten des Glückes (des Gefühls der Macht und des Gefühls der Ergebung)" (M 60, 3.60 f.). Beide sind Weisen, mit der Kontingenz zurechtzukommen und sie zu genießen: indem man sie entweder beherrscht oder ihr gehorcht. Und beide kommen in der Erkenntnis zusammen, dem Glück der Philosophie und Wissenschaft. Hier stimmten ebenso Platon und Aristoteles wie Descartes und Spinoza überein: "Das Glück der Erkennenden mehrt die Schönheit der Welt und macht Alles, was da ist, sonniger; die Erkenntnis legt ihre Schönheit nicht nur um die Dinge, sondern, auf die Dauer, in die Dinge" (M 550, 3.320).

Schon dies macht die Wissenschaft fröhlich, heiter, glücklich, und Nietzsches drittes Aphorismen-Buch, *Die fröhliche Wissenschaft* (FW), spricht am beredetesten vom Glück. Nietzsche vertraut sich nun entschlossen seinem Geschick an, von Fall zu Fall sein Glück zu entdecken, und erzählt davon in einem "Vorspiel" aus Liedern wie diesem: "*Mein Glück. / Seit ich des Suchens müde ward, / Erlernte ich das Finden. / Seit mir ein Wind hielt Widerpart, / Segl' ich mit allen Winden.*" (FW, Scherz, List und Rache 2, 3.353; vgl.

das spätere Lied des Prinzen Vogelfrei "*Mein Glück!*" über die Piazza San Marco in Venedig, 3.648). Und der Leser muss seinerseits mit Glück dieses Glück entdecken (vgl. *Meine Rosen*, ebd., 9, 3.355). Wer andere mit seinem Glück beglücken kann, hat "Uebergluck" (ebd., 47, 3.363). Es sollte das Glück Zarathustras sein, doch Nietzsche ließ es ihn nicht finden.

Die Aphorismen der *Fröhlichen Wissenschaft* bringen die vielfältigsten Analysen der Bedingungen des Glücks in Nietzsches Werk. Er weist dort noch einmal die sokratische Formel Tugend = Glück zurück (FW 12, 3.383), bringt das Glück der passionierten Liebe ins Spiel (FW 14, 3.386 f.), aber auch "das Bedürfniss, sich irgendwie gegen die furchtbaren Schwankungen des Glückes sicherzustellen" (FW 23, 3.397). Das Äußerste hätten hier, nach einem damals gängigen Cliché, die Chinesen vollbracht. Nietzsche wird nun mit Vorliebe dem "chinesischen 'Glücke'", sich so wenig wie möglich Unzufriedenheit zu erlauben (FW 24, 3.399), und dem "englische[n] Glück mit comfort und fashion" (Nachlass [N] 1884, KSA 11.276) für die größtmögliche Zahl das alte, griechische, "*dionysische Glück*" (N 1885/86, KSA 12.116) entgegenstellen, das auch und gerade aus der Erkenntnis kommt, einer Erkenntnis, die den tiefsten Abgründen des menschlichen Daseins standhält, und das bei Epikur, seiner Wildheit entwöhnt und von vorsichtiger Schonung umhegt, bereits still und bescheiden geworden ist. Nietzsche genießt bei ihm "das Glück des Nachmittags des Alterthums": "ich sehe sein Auge auf ein weites weissliches Meer blicken, über Uferfelsen hin, auf denen die Sonne liegt, während grosses und kleines Gethier in ihrem Lichte spielt, sicher und ruhig wie diess Licht und jenes Auge selber. Solch ein Glück hat nur ein fortwährend Leidender erfinden können" (FW 45, 3.411). Wir können diese Freude am flüchtigen Lichtspiel kaum mehr nachempfinden. Jetzt liegt schon "ein tiefes und gründliches Glück darin, dass die Wissenschaft Dinge ermittelt, die *Stand halten* und die immer wieder den Grund zu neuen Ermittlungen abgeben: — es könnte ja anders sein!" (FW 46, 3.411). Aber je mehr die Welt der Erkenntnis und in der Praxis standhält, desto mehr tritt auch Langeweile ein, und so ist eine neue Begierde nach neuen Leiden aufgekommen: "Noth ist nöthig! Daher das Geschrei der Politiker, daher die vielen falschen, erdichteten, übertriebenen 'Nothstände' aller möglichen Classen und die blinde Bereitwilligkeit, an sie zu glauben. Diese junge Welt verlangt, *von Aussen her* solle — nicht etwa das Glück — sondern das Unglück kommen oder sichtbar werden; und ihre Phantasie ist schon voraus geschäftig, ein Ungeheuer daraus zu formen, damit sie nachher mit einem Ungeheuer kämpfen könne." Solchen "Nothsüchtigen" fehlt die "Kraft, von Innen her sich selber wohlzuthun, sich selber Etwas anzuthun", sich ihre eigene Not und mit ihr auch ihr eigenes Glück zu schaffen (FW 56, 3.418 f.).

Jeden macht seine eigene "Sonne", die "philosophische Gesamt-Rechtfertigung seiner Art, zu leben und zu denken, [...] freigebig an Glück und Wohlwollen" (FW 289, 3.529). Nietzsche erlebt *seine* Not und *sein* Glück nun so, dass er "inmitten des Brandes der Brandung" stehend, "deren weisse Flammen bis zu meinem Fusse heraufzüngeln", auf dem dunklen Meer "ein grosses Segelschiff, schweigsam wie ein Gespenst dahergleitend", auftauchen sieht und sich selbst darin erkennt, als "ein geisterhaftes, stilles, schauendes, gleitendes, schwebendes Mittelwesen": "Ja! *Ueber* das Dasein

hinlaufen! Das ist es! Das wäre es!” (FW 60, 3.424) Es ist das Philosophen-Glück nicht nur des Staunens, sondern des Schauderns und Entsetzens, und nur der “erste Musiker” “*der besten Zukunft*” wäre imstande, von der “Traurigkeit des tiefsten Glückes” einen Begriff zu geben (FW 183, 3.502). Es ist in Nietzsches bevorzugtem Bild das abenteuerliche Glück eines Seefahrers, der sich ohne Ziel auf’s hohe Meer hinaustreiben lässt, um am eigenen Leib das Äußerste an Halt- und Grenzenlosigkeit zu erfahren, der der Mensch nach dem ‘Tod Gottes’ ausgesetzt ist. Nietzsche würde, schreibt er, wenn er sich ein Haus bauen würde, “gleich manchem Römer, es bis in’s Meer hineinbauen”, um “mit diesem schönen Ungeheuer einige Heimlichkeiten gemeinsam” zu haben (FW 240, 3.513). Er erlebt seine “Glückseligkeit darin, einmal den fliegenden Fischen zu gleichen und auf den äussersten Spitzen der Wellen zu spielen” (FW 256, 3.517), immer des Todes gewärtig, ohne sich von ihm entmutigen zu lassen (FW 278, 3.523). Denn “das Geheimniss, um die grösste Fruchtbarkeit und den grössten Genuss vom Dasein einzuernten, heisst: *gefährlich leben!*” (FW 283, 3.526). Gefährlich leben heißt, zu mehr Leben, zu mehr Experimenten mit seinem Leben bereit zu sein, um weiter “in die Höhe der Menschlichkeit hinauf” zu wachsen. Dabei wächst “der höhere Mensch” nach allen Seiten, er “wird immer zugleich glücklicher und unglücklicher.” (FW 301, 3.539 f.; vgl. FW 338, 3.567) Und so wird man auch mit dem “Glücke Homer’s in der Seele” “im tiefsten Genusse des Augenblicks überwältigt werden von Thränen und von der ganzen purpurnen Schwermuth des Glücklichen” und “das leidensfähigste Geschöpf unter der Sonne” sein (FW 302, 3.541). Der eine wird dann in sicherer “*Improvisation des Lebens*” “keinen Fehlgriff” tun, “ob er schon fortwährend das gewagteste Spiel spielt”, ein anderer dagegen, der auf Pläne setzt, wird nicht unglücklich sein, wenn sie misslingen; beide wissen und haben “mehr vom Leben” (FW 303, 541 f.). Moralprediger “haben um das überreiche Glück dieser Art von Menschen recht wohl gewusst, aber es todtgeschwiegen, weil es eine Widerlegung ihrer Theorie war, nach der alles Glück erst mit der Vernichtung der Leidenschaft und dem Schweigen des Willens entsteht!” (FW 326, 3.553 f.) Dagegen kann der neu erwachte “historische Sinn” die “*zukünftige Menschlichkeit*” um neue Glücksmöglichkeiten bereichern. Er lässt “diess Alles auf seine Seele nehmen, Aeltestes, Neuestes, Verluste, Hoffnungen, Eroberungen, Siege der Menschheit: diess Alles endlich in Einer Seele haben und in Ein Gefühl zusammendrängen: — diess müsste doch ein Glück ergeben, das bisher der Mensch noch nicht kannte, — eines Gottes Glück voller Macht und Liebe, voller Thränen und voll Lachens” (FW 337, 3.564 f.).

Auch Nietzsches *Zarathustra* (Za) ist übermäßig glücklich und unglücklich zugleich, glücklich wie die Sonne, die allen und allem ihren Überfluss an Licht und Wärme und mit ihm immer neues Leben gibt, und unglücklich, weil er niemanden findet, der die Gabe seiner Reden annehmen kann, wie sie es verlangen. Sein Glück der Gabe verunglückt auf dem Markt der Menschen, die in ihrem kleinen Glück aneinander hängen und “blinzeln” (Za, Vorrede 5, 4.19). So will er nur noch den “Einsiedlern [...] und den Zweisiedlern; und wer noch Ohren hat für Unerhörtes [...] sein Herz schwer machen mit [s]einem Glücke” (Za, Vorrede 9, 4.27). Bald auch von seinen Jüngern enttäuscht, sucht auch er sein Glück, “ein kommendes Glück”, das ihn beseligt, verwundet und kommt wie

ein Sturm (Za II, Das Kind mit dem Spiegel, 4.106 f.). Aber “des Geistes Glück ist diess: gesalbt zu sein und durch Thränen geweiht zum Opferthier” (Za II, Von den berühmten Weisen, 4.134). Am “Nachmittag [s]eines Lebens” sucht Zarathustra für sein Glück eine neue Herberge: die Meere. Doch um “Mitschaffender und Mitfeiernder” willen bietet er sich noch einmal “allem Unglücke an — zu [s]einer letzten Prüfung und Erkenntniss”, misstraut dem “Glück vor Abend” und wartet “auf sein Unglück die ganze Nacht” (Za III, Von der Seligkeit wider Willen, 4.203 ff.). Nun gewappnet gegen den Neid des kleinen Glücks, bekennt er sich zur Wollust, dem “grosse[n] Gleichniss-Glück für höheres Glück” (Za III, Von den drei Bösen 2, 4.237), genest von seinem abgründlichsten Gedanken der ewigen Wiederkehr des Gleichen und, “gedrängt und gedrückt von [s]einem Glücke, wartend vor Überflusse” (Za III, Von der grossen Sehnsucht, 4.279), singt er schließlich dem Leben das “Tanzlied” der Mitternacht ins Ohr, das Lied *seines* neuen Glücks (“Oh Mensch! Gieb Acht! / Was spricht die tiefe Mitternacht? / Ich schlief, ich schlief —, / Aus tiefem Traum bin ich erwacht: — / Die Welt ist tief, / Und tiefer als der Tag gedacht. / Tief ist ihr Weh —, / Lust — tiefer noch als Herzeleid: / Weh spricht: Vergeh! / Doch alle Lust will Ewigkeit —, / — will tiefe, tiefe Ewigkeit!“, Za III, Das andere Tanzlied, 4.285 f.). Er liegt nun, so seine Tiere, “in einem himmelblauen See von Glück”. Doch Zarathustra lässt sie wissen, dass sein Glück “schwer ist und nicht wie eine flüssige Wasserwelle”, sondern ihn drängt und ihm anhängt wie Pech (Za IV, Das Honig-Opfer, 4.295). Es wird noch einmal getrübt vom “Nothschrei” der “höheren Menschen”, die es suchen, doch ebenfalls nicht verstehen (Za IV, Der Nothschrei, 4.300 ff.). Es kommt schließlich “um die Stunde des vollkommnen Mittags”, als er sich einsam hinlegt, um zu schlafen, als “goldene Traurigkeit” und “[w]ie ein Schiff, das in seine stillste Bucht einlief”, “der Erde nahe, treu, zutrauend, wartend, mit den leisesten Fäden an ihr angebunden”, vollkommen still, und Zarathustra glaubt tief “in den Brunnen der Ewigkeit” zu fallen, bis er wirklich schläft — und wieder vom “heitere[n] schauerliche[n] Mittags-Abgrund [...] wie aus einer fremden Trunkenheit” erwacht (Za IV, Mittags, 4.342 ff.). Als er sein Tanzlied später den höheren, nun gelehrigeren Menschen erläutert, redet er vom Sterben vor Glück, “von trunkenem Mitternachts-Sterbeglücke” (Za IV, Das Nachtwandler-Lied 6, 4.400). Zuletzt aber verabschiedet er, wieder allein, sein Glück: “Trachte ich denn nach *Glücke*? Ich trachte nach meinem *Werke!*” und harrt an einem neuen Morgen neu dem “*grosse[n] Mittag*” entgegen (Za IV, Das Zeichen, 4.408).

Für den “Denker” bedeutet, nach seinem Werk zu trachten, wie Nietzsche im später hinzugefügten V. Buch der *Fröhlichen Wissenschaft* erläutert, dass er “zu seinen Problemen persönlich steht, so dass er in ihnen sein Schicksal, seine Noth und auch sein bestes Glück hat” (FW 345, 3.577). Sein Glück wächst mit dem Werk und lässt es seinerseits wachsen. Aber mit dem Werk des Erkennenden wächst, so Nietzsche, auch wieder der Schmerz. Er hatte seine eigenen notorischen Schmerzen ein Leben lang körperlich wie geistig als “Tyrannei” erfahren (FW, Vorrede 1, 3.346), unterbrochen nur von kurzen Zeiten der Erleichterung. Doch erst “der grosse Schmerz, jener lange langsame Schmerz, der sich Zeit nimmt, in dem wir gleichsam wie mit grünem Holze verbrannt werden, zwingt uns Philosophen, in unsre letzte Tiefe zu steigen und alles

Vertrauen, alles Gutmüthige, Verschleiernde, Milde, Mittlere, wohinein wir vielleicht vordem unsre Menschlichkeit gesetzt haben, von uns zu thun.“ Erst in der Not schwerster Schmerzen werden Philosophen offen für die “Noth des Problematischen” — und können dann erfahren, dass über diese Not der “Reiz des Problematischen, die Freude am X” obsiegen kann, das beseligende Glück des Erkennenden, der gewagt hat, das Tiefste zu sehen und zu denken, und ihm standhält: “Wir kennen ein neues Glück ...” (FW, Vorrede 3, 3.350 f.) Die Welt wird dann illusionslos klar, gut und schön. Gegen Kants und Schopenhauers “Fehlgriff”, die Schönheit in die “Unpersönlichkeit und Allgemeingültigkeit” zu verlegen, pries Nietzsche in *Zur Genealogie der Moral* (GM) Stendhals “glücklicher gerathene Natur”, die ihn in der Schönheit “une promesse de bonheur” erkennen ließ, nicht nur ein moralisches, sondern durchaus auch erotisches Glücksversprechen (GM III 6).

Zuletzt, als er immer mehr zu kämpferischen Zuspitzungen neigte, hat auch Nietzsche in *Der Antichrist* (AC) das Glück noch definiert, in diesem Sinn: “*Unser Fatum* — das war die Fülle, die Spannung, die Stauung der Kräfte. Wir dürsteten nach Blitz und Thaten, wir blieben am fernsten vom Glück der Schwächlinge, von der ‘Ergebung’ ... Ein Gewitter war in unsrer Luft, die Natur, die wir sind, verfinsterte sich — *denn wir hatten keinen Weg*. Formel unsres Glücks: ein Ja, ein Nein, eine gerade Linie, ein *Ziel* ...” (AC 1, 6.169). Das Ziel ergibt sich aus dem Ereignis des Werks, und die Größe des Werks bemisst sich an den dafür überwundenen Widerständen: “Was ist Glück? — Das Gefühl davon, dass die Macht *wächst*, dass ein Widerstand überwunden wird.” (AC 2, 6.170) Das äußerste Werk, das ein Denker vollbringen kann, ist dann der *amor fati*, die Liebe zum Geschick, das Glücksgefühl bei allem, was geschieht, weil er erkannt hat, dass es nur so und nicht anders geschehen konnte. Nietzsches letzte Formel für sein Glück in *Ecce homo* (EH) ist auch seine “Formel für die Grösse am Menschen[,] ist *amor fati*: dass man Nichts anders haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Nothwendige nicht bloss ertragen, noch weniger verhehlen — aller Idealismus ist Verlogenheit vor dem Nothwendigen —, sondern es *lieben* ...” (EH, Warum ich so klug bin 10, 6.297). Mit ihm hat er, nach dem ‘Tod Gottes’, Spinozas *amor Dei intellectualis* neu erfahren. Es ist das Glück des Leichtwerdens der schwersten Erkenntnis und ein Glück nur für den, der sie kennt und ihr standhält. Dies traute Nietzsche noch nicht einmal seinem engsten Freund und Weggefährten Franz Overbeck zu, dem er schrieb: “Dafür, daß Einer (wie ich) diu noctuque incubando von frühester Jugend an zwischen Problemen lebt und da allein seine Noth und Glück hat, wer hätte dafür ein Mitgefühl!” (14. Juli 1886).

Literatur: Nietzsche, Friedrich, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden* [KSA], hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München/Berlin/New York 1980. - Bertino, Andrea Christian: Nietzsche und die hellenistische Philosophie. Der Übermensch und der Weise. In: Nietzsche-Studien 36 (2007), S. 95-130. - Schneider, Ursula: Grundzüge einer Philosophie des Glücks bei Nietzsche (Monographien und Texte zur Nietzsche-Forschung, Bd. 11). Berlin/New York 1983. - Thomä, Dieter: Glück und Person: eine Konstellation bei Nietzsche und Max Weber. In: Nietzscheforschung 7 (2000), 357-381. - Wienand, Isabelle: “Was ist Glück?”. In: Dies. (Hg.): *Neue Beiträge zu Nietzsches Moral-, Politik- und Kulturphilosophie*. Fribourg 2009, 52-66.

WERNER STEGMAIER, GREIFSWALD